

**Zeitschrift:** Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen  
**Herausgeber:** Emanzipation  
**Band:** 16 (1990)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Heute staune ich selbst, dass ich an der Uni gelandet bin  
**Autor:** Roth, Annemarie / Ros, Manuela  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-361113>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Heute staune ich selbst, dass ich an der Uni gelandet bin



Von Annemarie Roth und Manuela Ros

Vor ziemlich genau 100 Jahren konnte sich die erste Frau an der Universität Basel für ein Studium einschreiben. Andere Schweizer Unis hatten ihre Tore für Frauen einige Jahre früher geöffnet. Die Begeisterung der Herren Professoren und Komilitonen hielt sich überall in sehr engen Grenzen. Unterdessen gehören Studentinnen vor allem in den geisteswissenschaftlichen Fächern zum gewohnten universitären Erscheinungsbild. Dennoch ist ein Studium für Frauen noch längst keine Selbstverständlichkeit. Besonders für diejenigen, deren Eltern nicht schon früh die Schulkarriere ihrer Töchter in Richtung Matur und eventuell Studium lenkten, die auf ihrem Bildungsweg nicht unbedingt mit Förderung und Unterstützung seitens der Familie rechnen konnten: für Studentinnen aus nichtakademischem Milieu.

„Vielleicht wär ich als Verkäuferin glücklicher geworden“, lautet der Titel einer Diplomarbeit zum Thema „Arbeitertöchter und Hochschule“. Dieses Thema hat uns in ähnlicher Form schon in vielen Diskussionen beschäftigt. Uns fiel dabei auf, dass die Herkunft der Studierenden an der Uni ein Tabu zu sein scheint, obwohl sie für den Bildungsweg von nicht geringer Bedeutung ist. Wir haben einige Mitstudentinnen und Uni-Absolventinnen über ihr Verhältnis zu Familie und Studium befragt. Ihre Eltern verfügen über keine akademische Ausbildung. Sie leisten Lohnarbeit in unselbständiger Position, sorgen als Hausfrauen für die Infrastruktur der Familie oder sind als Kleinbauern und -bäuerinnen auf einen Nebenerwerb angewiesen (vgl. Kasten).

Uns interessierte, wie der Bildungsweg dieser Frauen bis zum Studium aussah, wie sie sich an der Uni zurechtfinden oder zurechtgefunden haben, ob und wie sich ihr Verhältnis zur Familie durch den eingeschlagenen Weg verändert hat. Sechs Frauen haben in sehr persönlicher Weise unsere Fragen

schriftlich beantwortet. Ihnen möchten wir für ihre Offenheit und ihr Vertrauen herzlich danken.

## Bildungsweg bis zur Matur

Am Anfang ihres Bildungsweges besuchten die befragten Frauen Primarschulklassen mit SchülerInnen verschiedener Herkunft, wobei die soziale Durchmischung der Schulklassen stark von der Lage der besuchten Schulhäuser (Quartier, Stadt/Land) abhing. Als Folge einer ersten Selektion wurde die Zusammensetzung der Klassen auf der Mittelstufe „langsam prominenter“. *„Mir wurde plötzlich bewusst, dass ich als Kind aus einfachen Verhältnissen eher die Ausnahme war“* schreibt eine der befragten Frauen. Allerdings spielte auch hier wieder das Einzugsgebiet der besuchten Schule eine grosse Rolle. Nach einer erneuten Selektion fanden sich die Schülerinnen in Oberstufenklassen wieder, in welchen sich in den meisten Fällen viele Söhne und Töchter aus „gutem Hause“ befanden. Viel stärker wurden nun

schichtbezogene Unterschiede wahrgenommen. In der Primarschule und auf der Mittelstufe fiel die Herkunft eher durch scheinbare Äusserlichkeiten auf: *„Meine MitschülerInnen hatten z.T. Ballett- oder Gymnastikunterricht oder sie lernten ein Instrument spielen -ich nicht.“* erinnert sich eine der Befragten. *„Innerhalb der Klasse jedoch hatte ich Mühe, akzeptiert zu werden. Dies lag wohl unter anderem daran, dass ich stets getragene Kleider nachtragen musste und mich darin furchtbar schämte“* bemerkt eine andere. Auf der Oberstufe wurden noch weitere Unterschiede gegenüber den MitschülerInnen registriert. Bildung und Lebensstil von Eltern finden ihren Ausdruck im Wissen und Verhalten ihrer Kinder. So stellt eine der Frauen fest: *„Sie hatten mehr Kenntnisse, wenn es um Literatur oder Kunst ging. Ich wusste nur das, was wir in der Schule gelernt hatten“*. Im Kontakt mit den MitschülerInnen wurden aber nicht nur „Defizite“ wahrgenommen: *„Ich weiss nicht woher und warum, doch ich hatte auch ein gewisses positives Bewusstsein in bezug auf meine soziale*





*Herkunft“ ist in einer Antwort zu lesen. Eine andere Frau schreibt: „In den letzten zwei PG-Jahren gehörte ich zur kleinen „linken Fraktion“ der Klasse. Ich engagierte mich sehr in Diskussionen und vertrat dabei – mit Stolz auf meine „andere“ Herkunft! – einen betont sozialkritischen Standpunkt.“ Von den LehrerInnen fühlten sich die befragten Frauen mit einigen Ausnahmen auf allen Schulstufen mehr oder weniger akzeptiert. Die Akzeptanz bei den Lehrkräften machen sie nicht oder kaum von ihrer Herkunft abhängig. Die sechs Frauen beantworteten auch Fragen über das Verhältnis ihrer Eltern zur Schule und über das Interesse, welches sie der Schulkarriere ihrer Töchter entgegenbrachten. Gute Noten schienen den meisten Eltern wichtig zu sein, schliesslich entschieden diese über Beförderung und Berufschancen ihrer Töchter. In der Primarschule wurde teilweise noch Aufgabenhilfe geleistet. Schon auf der Mittelstufe nahmen Hilfe und Aufgabenkontrolle stark ab. Mit auftretenden Schulschwierigkeiten mussten die Schülerinnen meistens allein fertig werden. Nachhilfestunden werden in den sechs Berichten überhaupt nie erwähnt. So haben die Frauen ihre Schulkarriere relativ früh selbst in die Hand genommen. Das liegt zum Teil daran, dass die Eltern ihren Töchtern bei schulischen Problemen gar nicht*

*hätten helfen können, da sie selbst nicht über die dazu erforderliche Schulbildung verfügten und da ihnen die Schulwelt ihrer Kinder fremd war. „Zuhause war die Schule kaum ein Thema, mit Schulproblemen konnte ich sowieso nicht kommen.“ Diese Voraussetzungen führten zu einer grossen Selbständigkeit der Schülerinnen, die sich auch bei Übertrittsfragen zeigt. Schon beim Übertritt von der Primarschule in einen bestimmten Mittelstufentyp (Progymnasium, Bezirksschule o.ä.) hat die Mehrzahl der befragten Frauen die Wahl selbst getroffen, teilweise gegen den Wunsch der Eltern und die Vorstellungen von LehrerInnen. Einige Eltern, besonders Väter, waren aber auch stolz auf die Wahl ihrer Töchter: „Ich war der Stolz meines Vaters. Mit mir prahlte er vor seinen Arbeitskollegen“. Zwei Frauen haben nicht den direkten Weg in Richtung Matur eingeschlagen. Die Gründe dafür sind unterschiedlich: „Weil das Gerücht kursierte, dass Arbeiterkinder nicht in die Sekundarschule kämen, habe ich mich geweigert, die Prüfung zu machen und wurde von den Eltern auch nicht dazu überredet oder gezwungen“, ist in einer Antwort zu lesen, die andere Frau erklärt: „Nach der Primarschule hätte ich ins Gymnasium übertreten können, doch wollte ich nicht in die Stadt zur Schule fahren und auch weiterhin mit meiner Freun-*

*din zur Schule gehen. LehrerInnen und Eltern liessen mich, soweit ich mich erinnern kann, dabei frei entscheiden“. Alle befragten Frauen wurden zwar nicht am Übertritt in den von ihnen gewählten Mittelschultyp gehindert, die Eltern haben sie aber auch nicht für die „bestmögliche“ Wahl motiviert. Ebenso selbständig wurde der Besuch einer Maturerschule beschlossen: „Ich entschied wiederum alleine, dass ich ins Gym gehen würde, meine Eltern setzte ich einfach davon in Kenntnis.“ Auch die Wahl des Maturtyps trafen die SchülerInnen alleine: „Meine Eltern sagten da nie etwas, sie kannten sich nicht aus.“ Einige Eltern reagierten mit Vorbehalten auf die Schulkarriere ihrer Töchter: „Die Eltern tolerierten meine Entscheidung zwar, hätten mich aber lieber in einer KV-Lehre gesehen“. Zwei Schülerinnen wurden von den Eltern darauf hingewiesen, „Eine Frau studiert nicht, da sie doch heiratet“ und „...dass ich mich entscheiden müsse zwischen Studium oder Heirat und Kindern, da beides zusammen nicht möglich sei.“ Selbständigkeit, Durchsetzungsvermögen, „grosse Entscheidungsfreiheit“, aber auch ein Gefühl von Auf-sich-selbstangewiesensein prägten den Bildungsweg dieser Frauen.*

### Situation an der Uni

Nach der Matur haben sich fünf der sechs befragten Frauen für ein Studium entschlossen. Vorher schalteten die meisten eine halb- oder ganzjährige Pause dazwischen, die vom Wunsch „einmal etwas ganz anderes als Schule zu machen“ und der Notwendigkeit „sich vorsorglich ein finanzielles Polster zu schaffen“ geprägt war. Die Gründe, welche sie zum Studium bewegten, sind vielfältig und unterschiedlich. Zwei Frauen schreiben ihre Entscheidung einer Freundschaft mit einem Studenten zu, die Uni und Studium in ihre Nähe rückte, andere waren froh, vorläufig noch keine definitive Berufswahl treffen zu müssen und versprachen sich von der Uni interessante Auseinandersetzungen, bei denen sie mehr als in der Schule ihren speziellen Interessen nachgehen könnten. Aber auch der Ehrgeiz, „zu beweisen, dass ich ein Studium auch mit anderen Voraussetzungen als sie die



Mehrheit meiner MitschülerInnen hatte, schaffen würde“ und konkrete Berufsvorstellungen werden als Motivation genannt. Die einzige Frau, die sich nach der Matur nicht direkt für die Uni entschied, absolvierte das PrimarlehrerInnen-Seminar und erfüllte damit die Erwartungen ihrer Eltern. Allerdings hatte sie vor der Universität so grossen Respekt und so vage Vorstellungen (fehlende Orientierung in der Schule), dass sie sich ein Studium *“so wieso nicht zutraute“*. Alle Frauen wählten mindestens eine Sprache als Studienfach. Meistens handelte es sich dabei um ehemalige Schul-Lieblingsfächer, die in der Schule zu Erfolgserlebnissen geführt und Interesse geweckt hatten. Eine relativ grosse Rolle spielte das mögliche Berufsziel, das hinter einem Studienfach stand: Vier Frauen haben sich am Anfang des Studiums mit dem Gedanken getragen, später einmal als Lehrerinnen tätig zu sein. Diese Berufsvorstellung birgt verschiedene Aspekte in sich, u. a. den des konkreten Brotberufs und der Legitimation den Eltern und eventuell sich selbst gegenüber. *“Meine Eltern erwarteten von mir, dass ich kein Interesse-Studium mache, sondern ein Studium hin zum Broterwerb. Für mich war mein Studium dann beides: Ich konnte meinen Interessen nachgehen und gleichzeitig stand ein akzeptabler Beruf dahinter“*, schreibt eine der Studentinnen. Die Reaktionen der Eltern auf die Entscheidung zum Studium gehen in zwei Richtungen: Einerseits sind oder waren sie stolz auf die Bildungskarriere ihrer Töchter und zuversichtlich, *“...dass ich mich schon selbst durchschlagen werde“*. Auf der anderen Seite stehen Skepsis und die Furcht vor finanzieller Belastung.

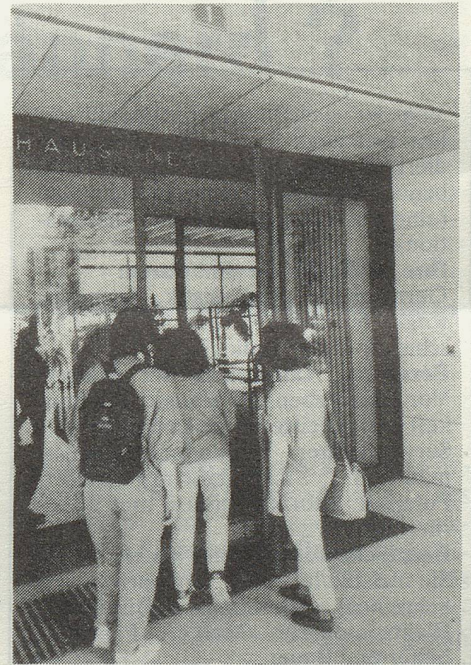
Die ersten Eindrücke, welche die sechs Studentinnen zu Beginn ihres Studiums von der Uni hatten, dürften den meisten Studierenden bekannt vorkommen: Sie schwankten zwischen Angst vor der Anonymität, Desorientierung und Respekt vor *“allem und jeder/jedem“*. Andererseits waren sie gespannt auf die neue Situation und hofften, interessante Leute kennen zu lernen. Im Verlauf des Studiums haben sich die Frauen mehr oder weniger gut eingelebt, eigene Interessen und Arbeitsweisen entwickelt und sich mit *“Gleichgesinnten“* zusammengefunden. Dieses allmähliche Einleben verlief nicht bei allen reibungslos. In einigen Antworten ist von Krisen, Unter-

brüchen und Selbstzweifeln die Rede. Vor den Dozenten und Dozentinnen (falls vorhanden!) verloren die meisten nach und nach den *“übergrossen Respekt“* und sie begannen, einige von ihnen bei der Wahl von Veranstaltungen zu bevorzugen, andere dagegen bewusst zu meiden. Das Studium wird von den meisten der befragten Frauen als Privileg empfunden, das ihnen relativ grosse Freiheiten gewährt, eine Herausforderung darstellt, das Selbstvertrauen stärkt und intellektuelle Befriedigung bringt: *“Mir ist wohl an der Uni, seit ich meine eigenen Interessen*

Umgangsformen, die sie in der Familie erlernt haben, an der Uni als unpassend empfunden werden: *“An der Uni habe ich die Spielregeln der Diskussion noch nicht gelernt zu beherrschen. Ich exponiere mich, werde laut und eindringlich, überschreite mit meiner Art feste, aber für mich unverständliche Grenzen.“* Umgekehrt wird aber auch an der Uni praktiziertes Gesprächsverhalten kritisch beurteilt: *“Ich habe auch Schwierigkeiten, beim gängigen Unibluff mitzumachen. Geistreichkomplizierte und unverständliche Redebeiträge gelten in meinem sozialen*

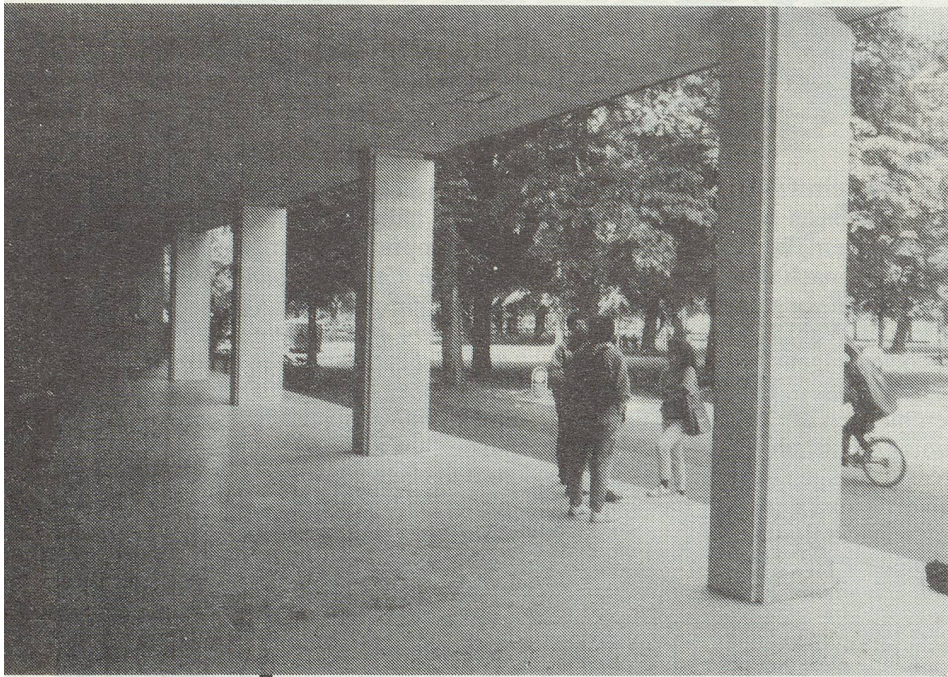


*entdeckt habe, ihnen konsequent nachgehe und seit ein Ende absehbar ist. Es war aber ein langer Weg dahin“*, schreibt eine der Frauen. Eine andere bemerkt *“Ich fühle mich an der Uni heute im allgemeinen wohler und zuweilen sogar irgendwie zuhause“*. Alle schränken aber ihr positives Urteil sogleich wieder ein. Bei diesen Einschränkungen taucht häufig das Gefühl *“fehl am Platz zu sein“* auf: *“Andererseits ist auch ein latentes Unbehagen da. Ich glaube, es hat mit dem emotionalen Aspekt zu tun.“* stellt eine Studentin fest. In eine ähnliche Richtung geht die folgende Aussage *“Aber irgendwie fühle ich mich an der Uni nach wie vor auch als Fremdkörper. Ich bin zu laut und impulsiv und zu wenig kontrolliert.“* Auch andere der befragten Frauen haben das Gefühl, dass gewisse



*Umfeld nicht als Ausdruck von Intelligenz, sondern von Arroganz.“* Während die Antworten zu den Erwartungen und den ersten Eindrücken eher von allgemeiner Bedeutung waren, weisen die Aussagen zum Wohlbefinden bzw. Unbehagen der Studentinnen an der Uni auf ihre soziale Herkunft hin, die sie geprägt hat und sie Unterschiede zum üblichen universitären Umgang(ston) spüren lässt.

Ein wichtiger Punkt, der sehr direkt mit der Herkunft in Verbindung steht, ist die finanzielle Situation während des Studiums. Alle befragten Frauen sind oder waren Stipendienbezüglerinnen. Da die Stipendien jedoch in keinem Fall kostendeckend sind, ist Lohnarbeit während des Semesters, in den Semesterferien oder sogar in Studienunterbrüchen notwendig, was die



Von den sechs befragten Frauen stehen vier noch im Studium (eine studiert auf dem 2. Bildungsweg), zwei haben ihr Studium bereits abgeschlossen (eine von ihnen schreibt eine Dissertation).

**Ihre Studienfächer sind/waren:**

Germanistik, Romanistik, Spanisch, Englisch, Musikwissenschaften, Geschichte und Ethnologie.

**Berufliche Tätigkeiten der Mütter:**

Vor oder neben der Hausfrauentätigkeit leisten/leisteten sie Lohnarbeit als Serviertochter, Verkäuferin, Dienstmädchen, Lampenschirmnäherin, Putzfrau, Fabrikarbeiterin und Bäuerin.

**Berufliche Tätigkeit der Väter:**

Sie leisten/leisteten Lohnarbeit als Schreiner, Chauffeur, Bürokräft, Elektromonteur, Melker, Fabrikarbeiter und Bauer.

**Literatur zum Thema:**

Gabriele Theling, "Vielleicht wär ich als Verkäuferin glücklicher geworden" (Arbeitertöchter und Hochschule) Verlag Westfäl. Dampfboot 1985

Nur eine der befragten Frauen hat ein (älteres) Geschwister, das ebenfalls studiert.

**Die Autorinnen:**

**Manuela Ros** studiert Geschichte, Ethnologie und ital. Literatur an der Uni Basel

**Annemarie Roth** studiert Geschichte und Germanistik an der Uni Basel

Studiendauer erheblich verlängern kann. Der Bezug von Stipendien wird von einigen Frauen als Belastung empfunden. Sie erleben den von ihnen verlangten "Bedürftigkeitsnachweis" (mündliche und/oder schriftliche Rechenschaftsberichte, Steuerregisterauszug der Eltern usw.) als Demütigung. Einige Eltern können die "staatliche Unterstützung" der Töchter nur schwer mit ihrem Stolz vereinbaren. Zudem ist der Stipendienbezug in vielen Kantonen auf zwölf Semester beschränkt. "Die Stipendien sind für mich stets mit einem schlechten Gewissen verbunden, sie bilden sozusagen mein Über-Ich: Da ich auf Staatskosten studiere, habe ich das Gefühl, in möglichst kurzer Zeit abschliessen zu müssen". Da die Eltern nicht oder nur mit geringen Beiträgen unter die Arme greifen, ist die Aufnahme von Studien-Darlehen für vier Frauen bereits Tatsache geworden. "Ich werde mein Studium mit Schulden zwischen 20 000 und 30 000 Fr. beenden" bilanziert eine von ihnen.

**Auswirkungen des Studiums**

Die befragten Frauen haben den Eindruck, dass das Studium viele ihrer Lebensbereiche beeinflusst hat. Von der Wohnform ("Ich habe ein völlig natürliches Verhältnis zur Wohnform WG bekommen") über den Lebensrhythmus bis zum FreundInnenkreis. Auch hat "das Studium mir vieles bewusst gemacht, bspw. ist mir die ganze Problematik der Diskriminierung der Frauen erst im Verlauf des Studiums aufgegangen".

Das Verhältnis der Studentinnen zu ihren Familien hat sich durch das Studium verändert. "Durch meinen Bildungsweg und vor allem durch mein Studium hat eine (kritische) Entfremdung von meiner Familie stattgefunden", stellt eine von ihnen fest. Eine andere bemerkt mit Bedauern: "Ich sehe ab und zu, wie klein ihre Welt ist und es tut manchmal weh, mit ihnen über nichts diskutieren zu können, was mich interessiert". Alle Frauen versuchen, den Kontakt zur Familie und zur Welt, aus der sie kommen, nicht zu verlieren. So bemüht sich eine Studentin, "meinen Eltern und Geschwistern dauernd zu beweisen, dass ich "die Alte" geblieben bin, was natürlich nicht stimmt, und dass ich trotz meines Studiums nicht eingebildet bin. Das führt manchmal dazu, dass ich meine Welt richtig verstecke vor ihnen". Wichtig zur Aufrechterhaltung des Kontakts mit der Familie ist die gemeinsame Sprache: "Ich möchte mich sprachlich nicht von meiner Familie entfernen, bemühe mich, verständlich zu bleiben", schreibt eine der Frauen. Sie versuchen auch, die Familie an ihrer (Uni)-Welt teilhaben zu lassen, was selten gelingt: "Meine Eltern haben nie verstanden, was man an der Uni macht. Ich habe versucht das zu erklären - erfolglos." Das Problem scheint nicht nur sprachlicher Natur zu sein: "Ich habe auch das Gefühl, wenn meine Eltern wüssten, was und wie an der Uni gelehrt wird, dass sie das alles recht sinnlos fänden und kein Verständnis dafür aufbringen könnten." Die geringe Anteilnahme der Eltern am Studium ihrer Töchter empfinden diese oft als Desinteresse. "Lange hatte ich das Gefühl, dass ich über das Mass an Information bestimme, das ich der Familie von meinem Leben geben wollte. Bis ich merkte, dass sie gar nicht mehr haben wollen, dass sie mein Studium und meine Welt kaum interessieren."

Trotz der erwähnten Verständnis- und Verständigungsschwierigkeiten fühlt sich ein Teil der befragten Frauen in ihrer Familie akzeptiert und gefühlsmässig aufgehoben. Die Situation aber bleibt gespalten. Einerseits ist den Studentinnen ihre Entfernung von der Familie durch den eingeschlagenen Bildungsweg bewusst, andererseits fühlen sie sich in der (Uni)Welt nur bedingt zuhause.

